

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 29 (1925-1926)
Heft: 1

Artikel: Mutter und heranwachsender Sohn : ein Beitrag zur Familienanschauung
Autor: Gneist
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661574>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

getrocknetes Fleisch, Brot, Kartoffeln und Polenta und trinken Kaffee, Milch und gelegentlich auch ein Gläschen selbstbereiteten Wacholderbranntwein.

In den Wiesen trifft man Ende Juli, wenn das Heu („Heuw“) auf den Talwiesen eingebracht ist, alte Männer und Frauen, die mit dem Wässern der Wiesen beschäftigt sind. Das vom rechtsseitigen Berghang herniederströmende Wasser wird über den Talweg in die Wiesen hineingeleitet. Da im Hauptgraben keine Schwellen vorhanden sind, um das Wasser durch die Seitengräblein an die gewünschten Stellen zu leiten, benützt die mit Wässern beschäftigte Person zu diesem Zwecke ein Eisenblech, das sogenannte „Wasserbried“. Mit der seltsam haftenartig geformten „Sappe“ verschafft sie dem Wasser Durchlaß in den Seitengräblein.

Gegenüber Tennmatten liegen am linken Ufer der Lonza die Wiesen und Ställe der sagenumwobenen Wüstenmatten. Der Nordabhang der Bietschhornkette von Ferden bis Fasleralp wird gebildet durch zahlreiche vorspringende, bewaldete Rippen, zwischen denen in Runsen das Firn- und Gletschermasser viel Schutt zu Tale schafft. Über dem Waldgürtel liegen die steinigen, mageren Schafweiden, und den Abschluß bilden die blauen Gletscher, die

zerrissenen und zerschrundeten Felsen und die weißen Firnfelder. Auf der rechten Talseite zieht sich ob den Ädern der Bannwald hin. Er hemmt den Ausblick auf die Alpen und den darüber sich hinziehenden weißen Petersgrat. Man versteht es deshalb, wenn Reisenden, die lediglich eine Wanderung durch das Tal ausführen, das Lötchenthal etwas einförmig vorfindet. Zum vollen Genuß dieser schönen Landschaft gehört vor allem ein Gang über die Alpen und die Rundschau von einem Berge, z. B. vom Hothenhorn aus.

Von Tennmatten erreicht man in ziemlich scharfem Anstieg Ried mit dem Hotel Nesthorn. Hoch über diesem Orte sonnt sich auf einer Terrasse Weißenried. Wir lassen es für diesmal links liegen und wandern eine halbe Stunde weiter nach dem malerischen *Platten*, dem originellsten Dorf des Lötchentals. Es ist auf einem gegen die Lonza abfallenden, mit Bufeln und Tobeln versehenen Fels (auf Platten) erbaut worden und wirkt durch das seltsame Über-, Unter- und Nebeneinander seiner braunen Holzhäuser, die zum Teil im Schmuck rotleuchtender Geranien, Nelken und Fuchsen stehen, äußerst reizvoll. Auf dieses originelle Dorf grüßt das Bietschhorn herab.

(Schluß folgt.)

Am Himmelsthor.

Mir träumt', ich komm' ans Himmelsthor
Und finde dich, die Süße!
Du sahest bei dem Quell davor
Und wuschest dir die Füße.

Du wuschest, wuschest ohne Raß
Den blendend weißen Schimmer,
Begannst mit wunderlicher Haß
Dein Werk von neuem immer.

Ich frug: „Was habest du dich hier
Mit thränenassen Wangen?“

Du sprachst: „Weil ich im Staub mit dir,
So tief im Staub gegangen.“

E. F. Meyer.

Mutter und heranwachsender Sohn.

Ein Beitrag zur Familienanschauung.

Von Dr. von Gneist.

Wie schnell vergeht jene Zeit, wo Bubi wie eine Klette an Mutters Rockzipfel hängt, und der kleine Mann mit all seinen Anliegen, freudiger und trauriger Natur, stets zu ihr geeilt kommt, die sein Ein und Alles ist. Ehe wir es uns versehen, hat der Junge die Kinderschuhe ausbezogen. Es regt sich in dem Fünfzehnjährigen

das männliche Selbstbewußtsein, er hält es mit feiner Würde für kaum vereinbar, sich bei der Mutter Rat zu holen, aus Furcht, als „Muttersöhnchen“ verschrien zu werden. Mit Bedauern gewahrt sie, daß zwischen sie und den heranwachsenden Sohn etwas Fremdartiges zu treten beginnt. Viele Mütter nehmen die ersten Anzeichen dieser

Wandlung wie etwas Selbstverständliches hin; es schmerzt sie wohl, doch sie fühlen sich außer Stande, eine Änderung herbeizuführen, obgleich es ihnen zum Bewußtsein kommt, daß ihnen der Verlust von etwas Köstlichem droht, die Gemeinschaft mit dem innersten Seelenleben ihres Kindes. Sie gleichen der Henne, die das dem Ei entchlüpfte Entenküchlein sich zum ersten Male aufs Wasser wagen sieht, ohne folgen zu können.

Immer seltener finden wir heutzutage jenes ideale Freundschaftsverhältnis, das den Sohn in seiner Mutter seine beste Freundin und Beraterin sehen läßt. Sicher ist jedoch die Meinung der meisten Mütter eine irrige, die da annehmen, der heranwachsende Sohn entbehre nichts durch diese Entfremdung. Gerade in diesem Alter drängt sich dem jungen Menschen so vieles auf, sei es im Gemütsleben, in Schule und Beruf, oder im geselligen Verkehr, das er mühsam innerlich verarbeitet, weil er eine Art Stolz darein setzt, für möglichst selbständig zu gelten. Und doch, wenn es die Mutter nur versteht, den Schlüssel zu finden zu dem verschlossenen Innenleben ihres jungen Sohnes, so wird ihr, wenn äußerlich auch vielleicht zunächst widerstrebend, doch schließlich von Herzen gern geöffnet werden. Eigentlich sollte es überhaupt nicht so weit kommen, daß eine Entfremdung eintritt. Daher heißt es wachsam sein in jenen Übergangsjahren von der Kindheit zum Jünglingsalter. Geht von der Mutter nicht die Triebkraft hierzu aus, so werden sich nur zu leicht, zuerst unmerklich, dann immer stärker, die Wege des Sohnes vom Elternhause abzweigen. Wenn die Mutter darauf wartet, ob der Sohn wieder zu ihr kommt, und sie wie früher zur Mitwisserin dessen macht, was ihn bewegt und ihr insbesondere seine kleinen Nöte und Kümernisse mitteilt, so wird es ihr in den seltensten Fällen gelingen, seine Vertraute und Beraterin zu bleiben. Auch würde es verkehrt sein, solches unbedingt zu fordern, oder sich durch inquisitorische Fragen Mitteilbarkeit zu erzwingen. Sie würde dadurch nur das Gegenteil erreichen. Macht eine Mutter aber sogar kein Geheimnis daraus, daß ihr die Angelegenheiten ihres Sohnes langweilig sind, oder verrät sie durch oberflächliches Urteil ihre Interesslosigkeit, so trägt sie selbst in entscheidender Weise dazu bei, daß der kaum Fünfzehnjährige beginnt, seine eigenen Wege zu wandern, und daß der Mutter das innere Seelenleben ihres Kindes immer mehr ein Buch mit sieben Siegeln wird. Alles Klagen und Trauern wird dann

meist vergebens sein, hat sie es doch versäumt, den Schatz zu hüten, jenes zarte Pflänzchen des Vertrautseins- und Bleibens zu hegen und zu pflegen.

Nur einen Weg gibt es, der zum segensreichen Ziele führt und der jeder einsichtsvollen Mutter zugänglich ist, das ist das liebevolle Verstehen, das warme Eingehen auf die Interessen des jungen Menschen. Das ist das Machtmittel, das der Mutter ein- für allemal den Ehrenplatz der Beraterin und Vertrauten ihres Sohnes sichert. Er fühlt ja unbewußt selbst den Drang, sich mitzuteilen; tausenderlei Fragen hat er auf dem Herzen, die ihm niemand so gut beantworten kann, wie die Mutter; jedoch in törichtem Anbenstolz bleibt sein Mund geschlossen.

Lebt sich nun die Mutter vollständig in die Interessen ihres Sohnes ein, zeigt sie stets Anteilnahme und Verständnis für alles und jedes, das ihn angeht, sei es, daß er noch Schüler ist, oder bereits im Berufsleben steht, so wird ihr zum Dank dafür die Freude werden, daß sein Seelenleben wie ein offenes Buch vor ihr liegt. Mag die Mutter noch so sehr in Anspruch genommen sein von häuslichen oder beruflichen Pflichten, sie muß die Zeit finden für alle die Dinge, die das Leben ihres halberwachsenen Sohnes ausfüllen und die ihn natürlich genau so bewegen wie uns Erwachsene unsere Angelegenheiten, ihm keine Gleichgültigkeit oder Interesselosigkeit entgegenbringen, sonst wendet er sich ab, die erste Lücke ist da und erweitert sich zusehends. Niemand vermag so gut, wie die Mutter, jenes feine Verstehen an den Tag zu legen, das die zarten Fäden von Seele zu Seele knüpft.

Und dann auch noch besonders eins: Nur keinen Spott, kein ironisierendes Befritteln der oft sonderbaren Übertreibungen, die jenem Lebensalter so leicht eigen sind. Denn der Spott ist das Grab jeglichen Mitteilungsbedürfnisses; furchtsam verschließt sich das junge Gemüt in beleidigtem Stolz, und die Mutter hat verspielt.

Ein zweites Mal naht er sich nicht so leicht, wenn die Mutter ihn nicht verstand und nicht begriff, wie wichtig ihm seine Erlebnisse in seinem engbegrenzten Wirkungskreise sind. So ist ihm der Streit mit dem Freund das, was dem Erwachsenen ein Prozeß vor Gericht ist, und seine erste Schwärmerei schlägt Sturmwellen bis zum Grunde seiner Seele. In solchen Fällen muß der Junge das felsenfeste Zutrauen haben, daß das, was er seiner Mutter anvertraut, von

ihr nicht vor anderen breitgetreten wird. Eine Art Schutz- und Trutzbündnis muß sie mit dem Sohn schließen, das fern ist von verweichlichender Affenliebe, die nicht den Mut hat, auch strenge Richterinnen zu sein, wenn's not tut.

Es ist schier unermesslich, welch ein Segen darin ruht für den jungen Menschen, vor wie vielen Gefahren er bewahrt wird, wie so mancher falsche Schritt von ihm ungetan bleibt, wenn

Mutter und Sohn in engem Freundschaftsbund zusammenstehen.

Selbst die einfachste, ungelehrteste Mutter kann diese Vertrauensstellung dauernd bei ihrem heranwachsenden Sohne behaupten, wenn sie es nur versteht, ihm von Anfang an die Überzeugung beizubringen, daß das Mutterherz das einzige Plätzchen auf Erden ist, wo es für jegliche Kümmernisse Trost, Anteilnahme und Verständnis in Freud und Leid gibt.

Rhocas. *)

Rhocas wohnte ein gutes Stück vor den Mauern Sinopes in einem Garten, den er vor langer Zeit geerbt hatte und der gerade groß genug war, daß er ihn allein bestellen konnte. Der füllte seinen ganzen Tag aus, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang.

Da waren tausend Dinge zu tun: Obstbäume zu pflanzen, zu umgittern und zu stützen, Weinranken zu schneiden und mit rotbraunen Weidenzweigen aufzubinden, so daß sie die beste Sonnenwärme hatten; Gemüse zu säen und zu pflanzen, zu gießen und zu beschatten; Schnecken abzulesen und kleine Reiskügelchen zu entzünden, wenn der Frost im Frühling die Blüten bedrohte. Jeden Abend, wenn er seine Arbeit beendet hatte, war sein Antlitz lächelnd und heiter, und sein Rücken und seine Glieder schmerzten vor Müdigkeit.

Auch schlief er sehr gut, und all die Veränderung, die sein Leben ihm brachte, war die der Jahreszeiten; aber die glitten so still und unmerklich ineinander, daß es ihm selten einfiel, sie zu Jahren zusammenzufügen und nachzudenken, wie viele er durchlebt hatte, und wie viele ihm wohl noch beschieden sein mochten.

Zuweilen kamen Wanderer und klopfen an seine Tür, wenn ihre Füße zu geschwollen waren, um bis zur Stadt ihren Dienst zu tun, oder wenn sie kein Geld hatten, um ein Nachtlager zu bezahlen. Rhocas nahm sie alle mit gleicher Freundlichkeit auf, bot ihnen von dem Obst und dem Gemüse an, das er hatte, und überließ ihnen seine kleine Kammer zur Nachtruhe. Selbst ließ er sich dann in dem vorderen Zimmer auf der nackten Diele nieder und steckte die Füße in einen umgestürzten Bastkorb, um es nicht gar zu kalt auf den Steinen zu haben, und schlief dort ebenföigut.

*) Zur Empfehlung des Buches aus: Novellen von Per Hallström. Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig.

Was von dem übrig blieb, was der Garten schenkte, verteilte er unter die Armen der Umgegend, einem jeden, der ihn ansah und die Hand ausstreckte. „Nimm es mit Gottes Segen!“ sagte er, „er hat es wachsen lassen.“ Mehr Worte fand er selten; aber die Früchte schmeckten so mild und gut, viel besser als die anderer, und Rhocas Stimme war so still und sanft und seine Miene so beruhigend, daß so mancher mit dem Gefühle von dannen ging, bei ihm haufe das Glück stiller und größer als es irgendeinem anderen eigen, und man wunderte sich, daß es keinen Meid erregte, nur Sehnsucht. Man sah sein Bild und seine Augen vor sich und grübelte, wie er zu dem geworden, was er war, und schien noch begieriger, eine Antwort auf diese Frage zu erhalten, als abermals von den erquickenden Früchten zu kosten.

So kam es, daß mehr als einer bereit war, Rhocas Glauben zu teilen, und ihn bat, ihn zum Priester zu geleiten, der dann eines Nachts an irgendeiner verborgenen, kühl rieselnden Quelle die Taufe vornahm. Man verlangte auch von ihm selbst Unterweisung in den Geheimnissen seiner Lehre; aber da streckte er seine abgearbeiteten Hände vor sich aus, so, als hätte er etwas aus ihnen fallen lassen, und lächelte demutvoll.

„Ich weiß nicht mehr, als was ich euch gesagt habe,“ antwortete er, „Geheimnisse habe ich keine und verstehe so wenig. Die Früchte kann ich euch geben; was sie nun wert sein mögen, so kommt die Gabe doch immer von Herzen — aber sagen, wie sie entstanden und gewachsen und gereift sind, das vermag ich nicht. Es braucht Regen, es braucht Sonne; man muß sie so sorgsam und genau pflegen, als ob sie kleine Kinder wären, und an mehr kann man nicht denken.“

In der Gemeinde saß er zu äußerst im Kreise und nickte hie und da seelenvergnügt,